

Rebecca Mix
Andrea Hannah
I Killed the King

REBECCA MIX
ANDREA HANNAH

I KILLED
THE
KING

Aus dem Amerikanischen
von Julia Schwenk



Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2026

Erstmals als cbt Taschenbuch Juni 2026

© 2025 by Andrea Hannah and Rebecca Mix

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel »I Killed the King«

bei HarperCollins Children's Books,

einem Imprint von HarperCollins Publishers, New York.

© 2026 für die deutschsprachige Ausgabe

cbj Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Julia Schwenk

Lektorat: Debora Exner

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz nach einer Vorlage von Corina Lupp

unter Verwendung von Bildmaterial von Matt Griffin

Vignetten: © Adobe Stock (POSMGUYS, hanahal,

ahmaddonii, MdGolam, asma, AbuSadat, Mst, Mamun)

sh · Herstellung: DiMo

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-31783-9

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Für Sam und Violet. Dieses Buch dürft ihr lesen.

*Und für Tante Diane und Onkel Dusty, weil ihr bisher alle meine
Bücher gelesen habt, sogar die furchtbaren.*

PANTHEON DER GÖTTLICHEN ZWÖLF

Der Erbauer und die Liebende
Die Jägerin, die Träumerin, die Gärtnerin
Der Historiker, die Weise, die Schlichterin
Der Mystiker, der Wandler, der Kurier
Die Weberin und ...

Aus der Geschichtsschreibung entfernt

1



DER KÖNIG

KÖNIG Costis hat sich verschätzt. Stimmen dringen von unten zu ihm herauf, als er mit schnellen Schritten die bescheidenen steinernen Korridore von Burg Avendell entlanggeht. Es ist ein älteres Bauwerk, älter als die Ahnenlinie der Vernevau selbst. Als Junge hat er davon geträumt, die Böden durch Marmor zu ersetzen wie dieser verrückte Narr im Süden, doch dann erklärte dieser ihm den Krieg und machte damit Costis' Pläne allesamt zunichte. Mit etwas mehr Zeit hätte Costis sich als Nächstes um die Parkanlagen gekümmert und die Gärten seiner Mutter umpflügen lassen, um dort Eichen-, Zedern- und Ulmensetzlinge zu pflanzen. Etwas, das dem bevorstehenden Chaos standhalten konnte. Etwas von Dauer.

Aber das war zuvor, als Costis noch davon ausgegangen war, dass seine Herrschaft Jahrzehnte andauern würde. Jetzt kann er froh sein, wenn er das nächste Morgengrauen erlebt.

Vor seinem inneren Auge sieht er die Ursache seiner Befürchtung gebettet auf sein Kopfkissen, die Blütenblätter noch feucht: eine einzelne Winterlilie.

Costis erschauert und biegt in einen anderen Korridor ab. Leuchtend bunte Seidenbanner wehen über ihm in einem Luftzug.

Grün und Rot, die Farben der Schutzgötter von Avendell und Istellia, zu einem vereinigenden Band geflochten, um das Ende ihres verheerenden, zehn Jahre währenden Kriegs zu feiern. Die Unterzeichnung des Friedensvertrags soll bei Sonnenaufgang stattfinden und ist der einzige Zweck dieses Balls, den Costis sich eigentlich nicht leisten kann: Händler, Adelige und Diplomaten einzuladen, um vor allen toten und schlafenden Göttern zu bezeugen, dass Avendell und Istellia sich endlich und wahrhaftig auf *Frieden* einigen.

Doch nun ist das alles umsonst gewesen.

An den Burgtoren treffen Gäste ein: Edelleute, Schausteller und Gelehrte in ihrem feinsten Zwirn strömen herein wie hungrige Ameisen. Costis sollte die Neuankömmlinge begrüßen, aber jeder von ihnen könnte der Feind sein. Das Risiko kann er nicht eingehen.

Als die Zuckerbäckerin auf ihn zukommt, fährt Costis zusammen und weicht hastig ein paar Schritte zurück, aber sie erkundigt sich nur, ob er Himbeeren oder Blaubeeren auf den Zitronentörtchen bevorzugt. Hinter ihr eilen zwei Dienstboten zum Fenster und drücken sich daran die Nasen platt.

»Schau mal«, sagt einer von ihnen. »Schnee! So spät im Frühling?«

Costis beschleunigt seine Schritte.

Zwei Wachen sind vor seinen Privatgemächern postiert. Sie nehmen Haltung an, und Costis zögert, vergleicht ihre Gesichter mit denen der dürren Waisenjungen, die er vor zehn Jahren aus ärmlichen Verhältnissen geholt hat. Jetzt kommt er nicht umhin, die Schwerter an ihren Hüften und ihre muskulösen Unterarme zu bemerken. Sie sehen aus, wie Costis sie in Erinnerung hat. Glaubt er.

Costis räuspert sich. »Ihr dürft wegtreten.«

Die Wächter runzeln die Stirn. Sie sehen sich an, ihren König, dann die Tür.

Costis zwingt sich zum Lächeln. »Die Zitronentörtchen sind gerade fertig geworden. Holt euch welche, bevor der Prinz sie alle für sich mitgehen lässt.«

Sie zögern noch einen Moment, verbeugen sich aber schließlich und murmeln einen Dank. Costis macht ihnen Platz und dreht sich so, dass sie nicht an seinen ungeschützten Rücken herankommen. Er wartet, bis die dumpfen Schritte ihrer Stiefel verklingen. Von den Wachen geht also keine Gefahr aus.

Costis legt eine Hand auf die aus Gold gefertigte Türklinke. Er wusste, dass dieser Tag kommen würde. Seine Aufgabe ist es jetzt, so viel Zeit wie möglich herauszuschlagen – für sein Land und für seinen Sohn.

Er öffnet die Tür.

Fünf junge Gesichter wenden sich ihm zu.

Costis mustert sie eingehend. Da ist der Evercraft-Heiler mit seiner erschöpften Miene, den beunruhigenden Augen und der einzelnen schwarzen Perle, die an der goldenen Kette um seinen Hals schimmert. Neben ihm befindet sich die istellianische Prinzessin. Ihre zu einer Krone geflochtenen dunklen Haare zieren Rubine und sie verbirgt ihr Missfallen mit einem höflichen Kopfneigen. Es ist nicht die Prinzessin, die er eigentlich haben wollte, aber nun muss er eben mit ihr vorliebnehmen.

Der dritte Gast jedoch – das ist nicht der Bestienbändiger, nach dem er geschickt hatte. Ihre Narbe ist ihm vertraut: Wulstig und weiß windet sie sich ihren Hals hinunter. Ärger regt sich in ihm. Warum hat Gaspar ihn nicht benachrichtigt, dass das Beaufortemädchen anstelle ihres Vaters angereist ist?

Links von ihm ertönt das Knarzen eines Ledergürtels. Costis' persönlicher Leibwächter Oak steht aufrechter da als seine Namensgeberin, die Eiche, und bäugt die Fremden voller Misstrauen. Ein winziger goldener Hirsch glänzt an seinem Jackenaufschlag. Costis entspannt sich.

Damit bleibt nur noch ...

»Vater«, meldet sich eine nörgelnde Stimme zu Wort. »Was hat das hier zu bedeuten? Und warum hast du darauf bestanden, dass ich diese grauenhafte Kleidung trage?«

Kellam.

Costis unterdrückt ein Seufzen. Sein einziges Kind und Alleinerbe des Throns lümmelt bequem in einer Ecke. Der mit einem Geweih geschmückte Stirnreif sitzt schief auf seinem Kopf und seine breitbeinige Haltung kann Costis nur als *anstößig* bezeichnen. Er hat allerdings nicht unrecht – Costis' Anweisungen an Gaspar für Kellams Aufzug besagten, ihn lächerlich aussehen zu lassen, und daran hat der Großkammerherr sich genauestens gehalten. Costis musste sichergehen, dass es tatsächlich sein Sohn ist. Selbst die Götter könnten diesen hässlichen Gehrock nicht so ohne Weiteres nachbilden.

Beim Anblick seines Sohns verlässt Costis beinahe die Entschlossenheit. Gern würde er sich entschuldigen. Er hat Kellam nicht auf das Bevorstehende vorbereitet. Aber etwas, das stärker ist als Liebe, hält seine Worte gefangen.

Costis schließt die Tür hinter sich ab. Die Prinzessin und die Tochter des Bestienbändigers versteifen sich.

»Ich bedanke mich für euer Kommen«, sagt Costis und schluckt den Kloß in seiner Kehle hinunter. »Und entschuldige mich für den Mangel an Erklärungen, aber hierbei handelt es sich um eine ... heikle Angelegenheit.«

Er lässt den Blick noch einmal über sie wandern: der Erbe, der Leibwächter, die Bändigerin, der Heiler, die fremdländische Prinzessin. Was halten sie voneinander? Was werden sie über ihn denken, wenn das alles vorbei ist?

Vielleicht macht er gerade einen Fehler. Aber es ist zu spät für eine Umkehr.

Schnee prasselt gegen das Fenster. Es wird etwas dunkler im Raum. In der perplexen Stille ist direkt vor der Tür ein einzelner federleichter Schritt zu hören.

Eiskalte Panik schießt Costis' Rückgrat empor.

»Ich habe Nachricht aus Istellia erhalten.« Der Wind beginnt zu heulen. »Kellam und Melarie sollen heiraten und den Vertrag unterzeichnen. Umgehend.«

»Was?«, ruft die Prinzessin, Melarie, und ihre hübschen Wangen röten sich. »König Costis, ich verstehe das nicht. Ich wurde als Stellvertreterin hierher entsendet für die Verlobung meiner Schwester. Elodie ...«

»Hat beschlossen, dass Ihr die bessere Wahl für Kellam seid.« Der Sturm gewinnt an Kraft und schickt lange, schaurige Schatten über die fünf entsetzten Gesichter, die ihn anstarren. Hat die Türklinke gerade gequietscht? »Denkt nur, wie begeistert Eure Gäste sein werden. Ein Ball zur Feier einer Hochzeit anstatt einer bloßen Verlobung. Der Vertrag war vorher schon solide, doch das wird ihn hieb- und stichfest machen.«

Hoffentlich.

»Vater.« Kellam springt auf. »Können wir erst darüber reden?« Sein Blick huscht nicht zu den Fremden, sondern zu Oak. »Allein?«

»Nein.« Costis zieht ein dickes Bündel cremefarbener Schriftstücke aus seinen Roben. Der Vertrag sollte bei Sonnenaufgang unterzeichnet werden, vor den Augen des gesamten Hofstaats und all

ihrer Gäste. Nun müssen eben ein betrunkenener Heiler und die Tochter eines Bestienbändigers genügen.

»Also dann, ihr zwei.« Costis nickt Kellam und Melarie auffordernd zu. »Kommt bitte her und stellt euch nebeneinander.«

Die beiden wechseln einen panischen Blick miteinander. Dann setzen sie sich quälend langsam in Bewegung, als würden sie einem Leichenhaus und nicht einer Ehe entgegengehen. Kellam streckt eine Hand aus und nimmt Melaries zitternde Finger in seine; sie fährt zu Costis herum.

»König Costis«, fleht sie und die Verzweiflung lässt ihren melodischen Akzent schärfer klingen. Ihr Blick huscht hektisch durch den Raum wie ein Vogel im Käfig, der einen Ausweg sucht. Die Rubine, die um ihre Augen auf ihrer Haut kleben, sehen im Licht von Costis' Gemächern aus wie Blutstropfen. »Das ist doch lächerlich. Ich bin gerade erst eingetroffen, es sind keine Zeugen meines Hofes anwesend, ich habe ja nicht einmal einen Brautstrauß ...«

Costis zieht die Winterlilie aus seiner Tasche. Obwohl er sie erst vor einer Stunde entdeckt hat, zeigen sich bereits braune Flecken an den Rändern der Blütenblätter. Mit bebenden Fingern steckt er ihr die Blume ins Haar.

»Vergebt mir«, sagt er leise. »Aber ich muss das tun, bevor die Abmachung fällig wird. Nehmt euch bitte an den Händen und sprecht mir nach. Durch die Gnade der Zwölf und vor den Augen des Königs binde ich meine Seele an deine ...«

Ein Donnerschlag. Ein süßes Aroma liegt in der Luft, das ihm bekannt vorkommt.

»Vater«, protestiert Kellam.

»Euer Gnaden«, flüstert Oak.

»Warum«, lallt der Heiler, »sind wir hier?«

»Schhht«, tadelt ihn die Tochter des Bestienbändigers.

Die Lichter verlöschen, und Costis bleibt das Herz stehen, als er es riecht: den durchdringenden, süßlich-frischen Duft von Winterlilien und darunter eine vertraute Note von nasser Erde.

In der kühlen Dunkelheit seiner Gemächer, eingehüllt in Schatten und das Flüstern des aufkommenden Sturms, ist Costis wieder der junge König, der im eiskalten Wasser kniet und einen Handel abschließt – nicht für Ruhm und Ehre, Land oder Vermächtnis, sondern für seinen Sohn. Immer für seinen Sohn.

Der Wind heult auf. Ein Blitz zuckt vom Himmel und taucht die fünf Anwesenden in geisterhaftes Weiß. Dann versinken sie wieder in der Finsternis.

Und ein Messer gleitet in Costis' Brustkorb.

Durch die kundige Platzierung und den nach oben gerichteten Winkel dringt es unterhalb seiner letzten Rippe ein, sticht ihm ins Herz und durchtrennt dabei das noch nicht ganz verheilte Gewebe der Pfeilwunde, die er sich vor zwei Monden zugezogen hat. Die Person erweist ihm sogar die Gnade einer präparierten Klinge. Costis empfindet nur angenehme Taubheit, als sein Kopf auf dem Teppich aufschlägt.

Er bereut nur, nicht schnell genug gewesen zu sein. Er hätte sie alle nach dem Fund der Blume auf der Stelle zu sich beordern sollen.

Jetzt ist es zu spät. Was nun kommt, liegt in den Händen der Weberin.

»Was war das?«, wimmert jemand.

»Wer hat mich angefasst?«, will eine zweite Stimme wissen.

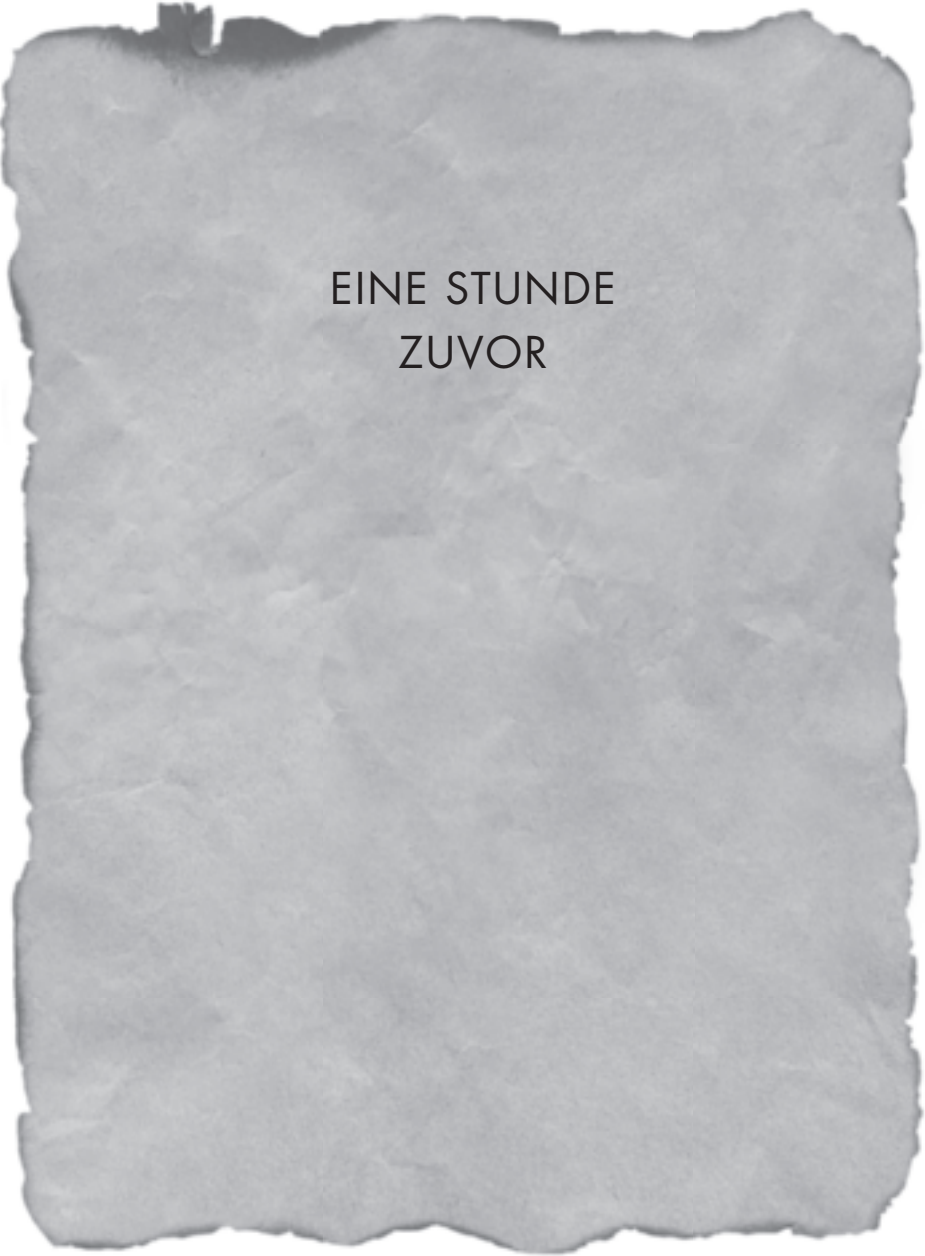
»Götter«, flüstert eine dritte. »Was habe ich getan?«

Unten werden die Burgtore aufgestoßen. Schnee fegt zusammen mit den geladenen Gästen herein, die froh sind, die Kälte hinter sich zu lassen, und sich mit Gesten in Richtung des sich verdun-

kelnden Himmels aufgeregt über das merkwürdige Unwetter unterhalten.

Mit einem armseligen Flackern erwachen die Magielichter wieder zum Leben. Als Erstes sehen Costis' persönliche Gäste das Blut, das sich zu einer dunkelroten Lache sammelt und den Teppich unrettbar besudelt. Jemand schreit auf.

Und sechs Augenpaare starren voller Entsetzen auf den König, der tot zu ihren Füßen liegt.

A piece of aged, textured paper with a deckled edge and a metal fastener at the top left. The paper is light gray and shows signs of wear and discoloration. The text is centered on the page.

EINE STUNDE
ZUVOR

2



KELLAM

KELLAM schafft es nicht, die Eichel sprießen zu lassen. Der Kronprinz von Avendell kniet mit einem winzigen Blumentopf in den Händen vor dem Fenster der Bibliothek. Hitze sickert von seiner Haut in den zerkratzten Ton. In der Mitte befindet sich eine einzelne, traurige Eichel, die bis zur Kappe in der Erde steckt.

»Fang an zu wachsen«, flüstert Kellam. »Bitte?«

Er hatte diese vermeintlich clevere Idee, als sein Blick auf die Eichel fiel, die schimmernd wie ein Sommerjuwel auf einem der letzten Fleckchen Schnee lag. Das sollte ein scherzhaftes Geschenk werden. Oak hatte Kellam einmal mehr mit dem *Blick* bedacht – dem enttäuschten, müden, den er ihm jedes Mal schenkt, wenn er Kellam dabei erwischt, wie er jemanden in einer dunklen Ecke küsst.

Da sich Kellams Zukunft langsam, aber sicher wie eine Schlinge um sie beide herum zuzieht, wird der Baum ein Friedensangebot. Und ein Versprechen, das der furchtbaren Veränderung am heutigen Abend vorausgeht. Eine Eiche für seine Eiche, für Oak.

Nur dass die Eichel nicht wachsen will.

Kellam klammert sich fester an den Tontopf. Das hier ist sein

Geburtsrecht. Sein Vater und dessen Vater und jeder König vor ihnen war von der Gärtnerin höchstselbst gesegnet, um das Leben aus der Erde zu sich zu rufen und Rosen zum Tanzen zu bringen.

Da wird Kellam doch sicher diesen *einen* Baum zum Wachsen bringen können.

Er denkt daran, was sein Vater ihm beigebracht hat, und stellt sich vor, wie die Eichel anschwillt, aufplatzt, sieht den hellen Spross vor sich, der sich seinen Weg ins Freie sucht und nach dem Himmel greift. Er hat es ganz deutlich vor Augen: eine mächtige grüne Welle, die von Kellam in den Blumentopf schwappt. Sie umfängt die Eichel, prüft die Festigkeit der harten Schale und sinkt hinein.

Und bewirkt dort überhaupt nichts.

»Hoffnungslos!« Kellam wirft den Tontopf mit Schwung über die Schulter und zuckt zusammen, als er zerschellt. Er ist fast achtzehn und seine Magie widersetzt sich ihm immer noch. Jahrelanger Unterricht, all die Heiler und ihre merkwürdigen Experimente, und wofür? Er kann nicht einmal einen mickrigen Löwenzahn wachsen lassen, geschweige denn die Reihen robuster Kiefern, die König Costis mit einer einzigen Handbewegung aus dem Boden schießen lässt.

Kellam hält inne und lauscht, als sich draußen auf dem Gang Schritte nähern. Die ganze Burg ist heute von nervöser Anspannung erfüllt. Nach einem Jahrzehnt des Kriegs haben Avendell und Istellia sich auf Frieden geeinigt und das keinen Moment zu früh. Avendell hat mit Müh und Not den Winter überstanden und Istellia geht es nicht besser. Ihre Länder sind zu klein und zu sehr ineinander verflochten, um weitere Konflikte zu überdauern.

Kellam sollte hocheifrig darüber sein, dass der heutige Abend alldem ein Ende setzen wird. Mit einem Federstrich und einem Eheversprechen wird König Costis die beiden Länder miteinander

verheirateten, wie ihre Schutzgottheiten, der Erbauer und die Liebende, es einst taten. Dann wird es endlich Frieden geben.

Warum graut es Kellam dann so sehr davor?

Eine Erinnerung regt sich in ihm – jener schicksalhafte Tag vor all den Jahren, als Costis noch ein Mann voller Leben war, der gern und oft lachte, ganz im Gegensatz zu der gepeinigten, paranoiden Hülle, die er nun ist. Sie waren in der Küche an jenem Morgen, als der Krieg begann. Aus unerfindlichen Gründen hatte Istellia in der Nacht zuvor die Grenze überquert und das avendellische Dorf Magnivelle niedergebrannt. Es gab keine Überlebenden.

Als Costis am gleichen Abend Kellam zu sich in die Gärten rief, wirkte er um mehrere Jahre gealtert. Die Geweihkrone von Avendell schien schwerer als sonst auf seinem Haupt zu ruhen, als könnte ihr Gewicht Costis jeden Moment zermalmen. Der König kniete vor einem Rosenbusch und winkte seinen Sohn zu sich heran.

»Kellam!«, rief er. »Was siehst du hier?«

Der Rosenbusch war voller Insekten – vor allem Ameisen und Blattläuse. In der Umgebung schwirrten ein paar Marienkäfer umher, deren gepunktete Flügel in der Mittsommersonne glänzten.

»Krabbelvecher«, sagte Kellam genervt. Ihr engster Verbündeter hatte ihnen eine Kriegserklärung geschickt, geschrieben in avendellischem Blut, und sein Vater wollte über *Insekten* sprechen? »Vater, sollten wir nicht ...«

»Sieh hin«, fiel Costis ihm ins Wort.

Einer der Marienkäfer landete und die Ameisen reagierten sofort – sie stürzten sich auf das größere Insekt, bissen ihm in den Panzer und die Beine. Die Blattläuse scherten sich nicht darum, ihnen war nicht klar, wie knapp sie dem Tod entronnen waren. Unbekümmert saugten sie weiter Pflanzensaft, um süßen Honigtau zu produzieren, den die Ameisen abtransportierten.

Costis streckte eine Hand aus, wischte die Ameisenstraße weg und beobachtete, wie die Marienkäfer ihr Festmahl begannen.

Dann schaute er zu seinem Sohn. »Avendell und Istellia sind Teil des gleichen Ökosystems. Wenn eine Seite ausgelöscht wird, gefährdet uns das alle.«

Eine dunkle Vorahnung ließ Kellam das Blut in den Adern gefrieren. Avendells Berge und Istellias fruchtbare Ackerflächen. Zwei Hälften eines Ganzen. Die kleinen Reiche teilten alles, von Gebräuchen über Feldfrüchte bis hin zu ihren Gottheiten. Viele in Avendell hatten Familie auf der anderen Seite der Grenze und viele Istellianer hatten sich hier ein Leben aufgebaut. Die Länder waren ineinander verwoben, um zu überleben. Der Krieg riss sie auseinander.

»Sind wir die Ameisen oder die Blattläuse?«, fragte Kellam und seine Haut kribbelte unangenehm.

»Das weiß ich nicht«, gestand Costis ein und das machte Kellam mehr Angst als alles andere. »Beten wir zu den Zwölf, dass wir es nie herausfinden.«

Ein Klopfen an der Bibliothekstür reißt Kellam aus der Erinnerung.

»Prinz Kellam«, flüstert eine seiner Wachen, die sich ein in Papier eingeschlagenes Bündel an die Brust drückt. »König Costis bestellt Euch zu sich.«

Kellams Schultern sacken nach unten. Die ersten Kutschen treffen nach der tagelangen strapaziösen Reise über die schlammigen Bergstraßen von Avendell auf der Burg ein. Kellams Vater hat keine Kosten gescheut – Diplomaten aus sämtlichen Reichen mit auch nur einem Funken Interesse an dem Avendell-Istellia-Konflikt wurden eingeladen, genauso wie Adelige, Musikanten, Handwerker und offenbar sogar ein Bestienbändiger. Was auch immer das bedeutet.

»Prinz Kellam?«

Kellam schließt die Augen. »Kann das warten?«

»Er sagte umgehend, Sir. Und er, hm, er hat ... Kleidung für Euch geschickt.«

Kellam wickelt das Paket aus, das Reed mitgebracht hat, und starrt den Inhalt fassungslos an. Das ist einer der hässlichsten Mäntel, die er je gesehen hat: blasses Erbsengrün, grob bestickt mit istellianischem Rot in einem vollkommen willkürlichen Muster, als wäre die Näherin betrunken gewesen und hätte sich mehrfach zwi-schendurch umentschieden.

Kellam blinzelt ein paarmal. Trotz all seiner Fehler war Costis immer ein Mann, der an die Macht eleganter Kleidung glaubt. Die Farbe dieses Gehrocks in Kombination mit dem Geweih-Stirnreif, den Kellam trägt, wird ihn weniger wie einen Prinzen und eher wie ein panisches Rehkitz aussehen lassen, das in einen Sumpf gefallen und voller Algen wieder herausgekrochen ist.

»Soll das ... so was wie ein Scherz sein?«

Alle Farbe weicht Reed aus dem Gesicht. »Der König wünscht, dass Ihr das anzieht und sofort zu ihm kommt. Das ... das hat Großkammerherr Weatherington gesagt, bevor er, hm, mich fortgeschickt hat.«

Ah. Also steckt der Großkammerherr dahinter.

Kellam ist sich nicht sicher, ob Gaspar Weatherington tatsächlich ein echter Mensch ist oder doch nur eine freudlose Ansammlung von Wespen, die sich verschworen haben, um ihm das Leben schwer zu machen – aber wenn Gaspar (oder die Wespen) eine Sache richtig gut kann, dann nachtragend sein. Avendells zweitmächtigster Mann hat schon vor langer Zeit beschlossen, sich Kellam zum Feind zu machen. Er würde jede sich bietende Gelegenheit ergreifen, um den Prinzen zu demütigen – wozu offenbar auch zählt,

Reed in Angst und Schrecken zu versetzen, damit dieser dafür sorgt, dass der Kronprinz, gekleidet wie eine Schüssel Suppe, auf dem Ball erscheint.

Reed kann nichts für den grauenhaften Gehrock. So ungern Kellam eine Niederlage durch Gaspar auch einsteckt ... wenn er sich weigert, das Ding zu tragen, wird es Reed sein, der darunter leidet.

»Na schön«, seufzt Kellam. »Sag dem Großkammerherrn, dass er beim Schlafen lieber ein Auge offen lassen sollte. Ich werde mich revanchieren, indem ich Oak befehle, ihm eine Schlange ins Bett zu legen.«

Reed macht sich sichtlich erleichtert aus dem Staub. Die Geräusche des bevorstehenden Balls dringen herein, die ersten unsten Klänge von Musik, während die Unterhaltungskünstler des Abends sich aufwärmen. Aus der Küche duftet es nach Zitronentörtchen. Kellam wirft dem Tontopf einen letzten Blick zu, bevor er in den grässlichsten Gehrock aller Zeiten schlüpft und die Bibliothek verlässt.

Auf den Gängen herrscht emsiges Treiben. Kellam marschiert zügig voran und vermeidet den Augenkontakt zu allen, an denen er vorbeikommt. Im Morgengrauen wird Costis den Friedensvertrag unterschreiben, Kellam wird verlobt und das letzte bisschen Hoffnung, an das er sich noch klammert, verloren sein. Aber das ist seine Pflicht, nicht wahr? Sicher ist es nur ein kleiner Preis, eine Frau zu heiraten, die er noch nie getroffen hat, wenn sein Volk dafür sicher ist? Wenn *Oak* dafür sicher ist?

So ist es das Beste. Dieser Frieden, dieser Vertrag ist ein Geschenk von Costis an Kellam, das Ende eines Jahrzehnts des Kriegs.

Also warum ist Kellam dann so niedergeschlagen?

Er schlägt den Weg in Richtung der Gemächer seines Vaters ein, biegt in einen anderen Korridor ab und versucht, das Spiegelbild

seiner erbsengrünen Aufmachung in den Fensterscheiben zu ignorieren. Wenn Costis ihn bei sich haben will, wird das wahrscheinlich auch auf Oak zutreffen. Kellam wird sich jeden noch so kleinen Moment stehlen.

Costis hat sich nicht einmal die Mühe gemacht, Kellam in die Augen zu sehen, als er ihm verkündete, dass er mit Istellias Kronprinzessin Elodie verheiratet wird. Er hielt den Blick auf die Unterlagen auf seinem Schreibtisch gerichtet und murmelte etwas von *Land über Herz* und *Pflicht vor Wünschen*, als hätte Kellam das letzte bisschen von Costis' Geduld erschöpft.

Während er auf die vertraute Tür zugeht, träumt Kellam unwillkürlich davon, dass er einen Weg findet, den heutigen Abend zu verhindern.

Holt mich hier raus, schickt er ein Gebet an alle Gottheiten, die womöglich gerade zuhören. *Lasst etwas passieren. Irgendetwas. Sorgt einfach dafür, dass der Abend nicht stattfindet.*

Wie, ist ihm egal. Vielleicht ist ja das Schiff der Prinzessin auf hoher See verschollen oder die Küche brennt ab. Vielleicht tauchen die Gäste nicht auf, das Essen verdirbt oder der Vertrag wird gestohlen und ins Feuer geworfen.

Oder womöglich hat Kellam ja Glück und sein Vater fällt einfach tot um.

3



OAK

OAK braucht einen kleineren Beutel. Als er zum ersten Mal seine wenigen Habseligkeiten – seine Unterwäsche, eine zweite Tunika, ein Stück Salbeiseife – in seine Umhängetasche gestopft hat, hätte er beinahe gelacht. Der Beutel sah leer aus und fühlte sich auch so an, das gegerbte Leder hing wie lose Haut an seiner Hüfte. Das machte Oak nichts aus. Er brauchte nur eine Tasche und eine günstige Gelegenheit. Wählerisch war er bei beidem nicht.

Aber der König hatte Oak zum dritten Mal an diesem Tag in seine Gemächer gerufen, etwas von Feinden geflüstert, die sich gegen ihn verschworen, und Oak war seufzend in seinen eigenen, stickigen Raum zurückgekehrt, um seinen Beutel wieder auszupacken. Costis hatte ihm ein Zuhause gegeben, als er eins brauchte, er hatte ihm den Eintritt in die Königsgarde ermöglicht und Oak sein Leben anvertraut, sobald er achtzehn wurde – Captain Laurents Protesten zum Trotz, dass Oak noch nicht bereit dafür war. Er schuldete dem König zu viel. Da konnte er Costis nicht sich selbst überlassen, wenn er sich im Irrgarten seines Verstands verlor.

Das zweite Mal hatte Oak die Tasche vor gerade mal zwei Wochen unter seiner Schlafpritsche hervorgezogen. Wieder hatte er seinen

Besitz darin verstaubt und die Schnalle mit einem nachdrücklichen Klicken geschlossen.

Er hatte gerade einmal die Hälfte des Korridors hinter sich gebracht, bevor er von Kellam aufgehalten wurde.

»Und wo willst du bitte hin?« Die Stimme des Prinzen hallte von den Steinmauern wider. Der Durchgang zu den Ställen war *direkt* vor ihm. Hinter der Schwelle hing der Duft von Frühlingswiese und Mist, der ihn in eine neue Welt hinauslockte.

Oak wandte sich um. Kellam marschierte auf ihn zu und machte den Eindruck, als wäre er fest entschlossen, jemandem gewaltig die Laune zu verhageln. Dabei war er so auf Oak fixiert, dass er versehentlich gegen eine Hängevase mit einem frisch eingetopften Frauenhaarfarn stieß. Sie zerbrach krachend auf dem Boden.

Oak zog den Bauch ein, als hätte man ihm einen Faustschlag verpasst. Der Farn war der Gärtnerin heilig, der Göttin des Wachstums, die Avendells Erben segnete. Er selbst war zwar nicht gläubig, die Familie Vernevau aber schon. Nun ja, *Costis* zumindest. Der König hatte die Gärtnerin als Schutzgöttin gewählt, und das reichte Oak, um sich ebenfalls für sie zu entscheiden.

Kellam schaute blinzelnd auf den mit Erde bedeckten Farn und fuhr herum, wobei sein Blick auf einen Mann fiel, der gerade das Dienstbotenquartier in einer Schlaftunika und Hausschuhen verließ.

»Mason!«, rief Kellam, als wären sie die besten Freunde. »Der Gärtnerin sei Dank, genau der junge Mann, nach dem ich gesucht habe. Erweis mir doch einen Heiligendienst und räum das hier weg, ja?«

Mason blieb stehen und der Protest war ihm deutlich anzusehen, doch dann wurde seine Miene weicher. Oak musste nicht hinschauen, um zu wissen, was für ein Lächeln Kellam dem Jungen

gerade schenkte. Der Prinz konnte mit einem kurzen Aufblitzen seiner Zähne Händler dazu bringen, ihm ihre Münzen zu überlassen – oder in diesem Fall einen Diener überreden, an seinem freien Tag zu putzen. Er beschwerte sich ständig, dass sein Charme bei Oak keine Wirkung zeigte, und Oak ließ ihn im Glauben dieser Lüge.

»Natürlich, Euer Gnaden«, erwiderte Mason mit einer Verbeugung. Bei den Zwölf, er wirkte sogar aufrichtig zufrieden damit, Kellams Dreck aufzuräumen. »Ich hole einen Besen.«

»Ein echter Heiliger, wie ich gesagt habe«, meinte Kellam mit einem Zwinkern. »Was würde ich nur ohne dich tun?«

Masons Wangen färbten sich rosig, und er machte Anstalten, sich zu entfernen.

»Nein«, mischte Oak sich ein.

Mason erstarrte. Sein Blick wanderte von Oak zu Kellam, hin- und hergerissen zwischen dem Gehorsam gegenüber Oaks Befehl und dem Wunsch, seinen Prinzen zufriedenzustellen, dessen Miene nun wie versteinert wirkte.

Oak räusperte sich. »Mason ist heute nicht im Dienst. Aber wenn Ihr Hilfe benötigt, Euer Missgeschick zu beseitigen, stehe ich Euch gern zur Seite.«

Die Luft stand zwischen ihnen still, und Kellam wagte es doch glatt, den Kopf einzuziehen. Er verdrehte die Augen und warf Mason einen verschwörerischen Blick zu. »Immerzu quält er mich. Aber na schön. Weis mir die Richtung, in der ich einen Besen finde. Ich könnte unmöglich mit dem Wissen leben, den edlen Königsgardisten Ducasse enttäuscht zu haben.«

Oak machte kehrt, weil er den Prinzen nicht mit einem Lächeln belohnen wollte.

Sie machten sich schweigend an die Arbeit, sodass nur das Schar-

ren von Glas auf Stein sie umfing. Kellam kehrte die letzten Farnwedel zu einem Haufen zusammen, bevor er die schlanken Hände um Oaks Pranken legte, um alles in den Eimer zu befördern. Ein Funken entzündete sich in Oaks Brustkorb. Kellam schnippte sich ein bisschen Grün weg, das ihm noch an der Handfläche klebte, und in seinen Augen stand ein amüsiertes Glitzern. Dann machte er eine Bemerkung darüber, was für ein strenger Zuchtmeister Oak doch war, bevor er davonstolzierte.

Oak seufzte schwer. Er bückte sich, um einen vergessenen Farnwedel aufzuheben, und brachte ihn wie einen wertvollen Edelstein zurück in seine Kammer, wo er seinen Beutel erneut auspackte.

Aber das war einmal. Viel war passiert, seit sie diesen Moment miteinander geteilt hatten.

Dieses Mal wird Oak nicht in sein Zimmer zurückkehren.

Er schultert den Riemen, sodass der fast leere Beutel schlaff an seiner Seite hängt. Oak wirft einen flüchtigen Blick in den kleinen Spiegel über seiner Kommode und verzieht das Gesicht. Er ist der persönliche Leibwächter des Königs von Avendell, Costis' loyalster Diener, und heute sieht er auch exakt so aus. Seine waldgrüne Uniform ist perfekt gebügelt. Die Schärpe liegt eng an seiner breiten Brust an und das goldene Geweih über seinem Herzen glänzt. Er hat sich sogar die dunkelblonden Haare so kurz geschoren, dass die klamme Burgluft bis auf seine Kopfhaut vordringt.

Sein Blick fällt im Spiegel auf den kleinen Topf mit Zitronenmelisse, der neben seiner Pritsche steht. Ein Geschenk von Costis, ein bisschen Grün, um den tristen, fensterlosen Raum freundlicher zu gestalten. Wie durch ein Wunder hat das Ding bis jetzt überlebt, aber der König hat schon immer gesagt, dass Oak ein Händchen für Pflanzen besitzt. Tatsächlich behauptete der König das so oft, dass Oak als kleiner Junge so tat, als würden die Pfingstrosen erblühen

und die Efeuranken sich weiter strecken, wenn er dem König folgte. Oak war seinen Träumen schon oft zum Opfer gefallen.

Tatsächlich sollte er gerade auf dem Weg zu den Gemächern des Königs sein, um die Tür zu bewachen und ins Leere zu starren, während er seinen Tagträumen nachhing. Und genau das war das Problem. Der Zustand des Königs hat sich zunehmend verschlechtert und Oaks ebenso. Gerade sollte er wachsam sein wie nie zuvor, doch jedes Mal, wenn er seinen Posten bezieht, geht sein Verstand auf Wanderschaft. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis Oak einen Fehler macht, der ihnen allen den Untergang bringt.

Darauf wird er nicht warten. Stattdessen wird er sich die Träume aus seinem Kopf greifen und sie hinaus in die bittere Kälte tragen, um zu sehen, aus welchem Stoff sie gemacht sind.

Um zu sehen, aus welchem Stoff er selbst gemacht ist.

Oak fährt sich mit einer Hand über den Kopf und studiert sein Spiegelbild. Die Ringe unter seinen Augen haben die Farbe reifer Pflaumen – ein Abschiedsgeschenk, das er heute Abend mitnimmt. In den letzten Tagen vor dem Ball ist das Verhalten des Königs noch schlimmer geworden. Die meisten Nächte verbringt Costis damit, ruhelos durch die Gänge zu streifen und von rachsüchtigen Göttern zu schwafeln oder im Flüsterton mit seiner längst verstorbenen Frau zu sprechen, anstatt zu schlafen. Oak kann nichts weiter tun, als ihm wie ein wachsamer Geist auf den Fersen zu bleiben.

Oak lässt einen langen, tiefen Atemzug entweichen und rückt erneut den Beutel zurecht. Er lehnt sich zum Spiegel. »Du schaffst das.«

Ja, Costis hat ihm ein Zuhause, Arbeit und seinem Leben einen Sinn gegeben. Und ja, Oak liebt seinen König, obwohl Costis' Verstand ganz offensichtlich verrottet. Aber Oak ist jetzt achtzehn.

Woher soll er denn wissen, was er will, wenn er immer nur hier

ist? Oaks Magen macht einen kleinen Hüpfen. Nein, das stimmt nicht ganz.

Er weiß, was er will. Und er weiß auch, dass er das nie haben kann.

Plötzlich reißt ihn ein lautes Klopfen aus seinen Gedanken. Eilig reibt er sich übers Gesicht und streicht über die Schärpe, sodass sie sauber auf seiner linken Schulter liegt.

Ein zweites Klopfen.

Oak erstarrt. *Das kann nicht sein ...*

Ein drittes Klopfen, ebenso laut wie die ersten beiden.

Eins, zwei, drei. Nicht mehr, nicht weniger. Ungeduldig und dramatisch. Genau wie Kellam.

Sein Puls beschleunigt sich. Oak schaut auf seine Tasche. Der Kronprinz von Avendell wartet auf niemanden. Oak bleiben nur Sekunden. Er geht hastig in die Hocke und schiebt den Beutel zurück unters Bett, sorgsam darauf bedacht, das vierte Objekt nicht zu zerdrücken, das er dieses Mal eingepackt hat.

Die Tür schwingt auf. Oak kniet auf dem Boden und lässt die schweißnassen Handflächen auf seinen Oberschenkeln ruhen. Er schaut zu der Person im Türbogen hoch.

Vor ihm steht Kellam, die Arme vor der Brust verschränkt und mit einem Gesichtsausdruck, der beinahe so garstig ist wie sein Gehrock. Oaks Mundwinkel zucken nach oben.

»Lass es«, warnt Kellam ihn.

»Ich wollte gar nichts sagen«, gibt Oak zurück und hebt beschwichtigend die Hände.

»Der stammt von Gaspar.«

»Ah.« Das erklärt es. Der Großkammerherr und Costis' Stellvertreter scheint zwar ohnehin niemanden ausstehen zu können, aber er ist auffallend fest entschlossen, Kellam permanent Steine in

den Weg zu legen – nicht, dass der Prinz es nicht manchmal verdient hätte. Und ehrlich gesagt ist Gaspar so sehr damit beschäftigt, Kellam zu drangsaliieren, dass er Oak meist kaum eines Blickes würdigt. Dabei würde Oak es auch gern belassen.

»Komm«, sagt Kellam. Er rückt seinen Stirnreif zurecht – eine nervöse Angewohnheit, die Oak inzwischen so vertraut ist. »Mein Vater hat uns zu sich rufen lassen. Wenn die istellianische Prinzessin mich in diesem Ding sieht, musst du mir den Gnadenstoß versetzen.«

Oak entkommt ein schnaufendes Lachen. »So schlimm ist es nicht, Euer Gnaden.«

»Für diese Tat wirst du Gaspar eine Giftschlange ins Bett legen«, meint Kellam. »Eine große.«

»Das werde ich nicht, Euer Gnaden.«

Kellam murmelt etwas in sich hinein und marschiert zur Tür hinaus. Oaks Blick ruht auf dem eleganten Rücken des Prinzen unter dem Gehrock. Einen Moment lang ist er versucht, unters Bett zu kriechen und den Beutel wieder hervorzuholen. In ihm befindet sich sein wertvollster Besitz, den er auf keinen Fall zurücklassen wird.

Ein einzelner, getrockneter Farnwedel, zart und zerbrechlich.

4



VESRYN

VESRYN trifft in der Burg ein, um einen König zu töten, dem sie noch nie zuvor begegnet ist.

Die Einladung zum Ball ist ohne großes Tamtam bei ihr eingetroffen: ein cremefarbener Umschlag, dessen einzige Auffälligkeit das goldene Hirschsiegel ist. Das königliche Wappen.

Ms Gisele LaRue, stand in dem Brief. Sie sind herzlichst eingeladen ...

Vesryn hat die Einladung unter Vorbehalt angenommen, indem sie das Schreiben um einen Hinweis ergänzt zurückschickte: *Gisele ist für den Auftrag zuständig. Am Ball teilnehmen wird Everly Bardot.*

Und dann ist sie ein Kleid kaufen gegangen.

Sie entschied sich für eine Satinrobe in Sturmgrau – dunkel genug, um sich ungesehen durch Räume zu bewegen, kein schwerer Samt, der sie behindert, und auch kein voluminöser Tüll, der in einer zufallenden Tür eingeklemmt werden könnte. Es war die richtige Wahl. Eine notwendige Wahl.

Aber als sie nun auf den Wächter am Eingang zugeht, kommt ihr unwillkürlich der Gedanke, dass sie einen schrecklichen Fehler gemacht hat.

»Name.« Das ist keine Frage. Der Mann, der sie um ein gutes

Stück überragt, trägt eine waldgrüne Uniform, und die quer über seine Brust verlaufende Schärpe ziert eine ganze Reihe goldener Anstecknadeln.

Fantastisch, denkt sie. *Selbst die Wachen sind besser gekleidet als ich.*

»Everly Bardot«, antwortet sie gelassen. Von all ihren Decknamen ist das Vesryns liebster. Er kommt ihr leicht über die Lippen und sein lieblicher Klang ruft das Gefühl einer Reise durch eine grüne Hügellandschaft hervor. Ihr Söldnername Gisele LaRue mochte etwas Geheimnisvolles ausstrahlen, doch Everly Bardot heißt jemand, der zu opulenten Bällen eingeladen wird – eine junge Frau, die ihren Wert kennt. Es ist die Art von Name, die sich wie ein Versprechen anfühlt.

Die Zeit verlangsamt sich. Der Blick des Wächters wandert immer weiter über die Gästeliste nach unten. Vesryn schluckt und schaut zu Boden. Er hat versprochen, diesen Decknamen auf die Liste zu setzen. Gewiss würde er sie doch nicht hierherzitieren und dem nicht nachkommen ... oder?

Der Wächter zieht die Augenbrauen zusammen. »Wie, sagten Sie, lautet Ihr Name?«

»Everly«, wiederholt sie mit einer Selbstsicherheit, die sie nicht besitzt. »Everly ...«

»Bardot«, ergänzt eine neue Stimme. »Es freut mich sehr, dass Sie es einrichten konnten.«

Vesryn hebt mit einem Ruck den Kopf. Hinter dem Torwächter steht ein hochgewachsener, schlaksiger Mann, der ein Gesicht zieht, als hätte er in eine Zitrone gebissen. Seine grauen Haare sind militärisch kurz geschnitten, doch er trägt die prächtigen grünen Roben eines höherrangigen Mitglieds des avendellischen Hofstaats. Er bewegt sich, bevor sie einen Blick auf die goldene Anstecknadel an seiner Brust werfen kann.

»Miss Bardot wurde kurzfristig auf die Gästeliste gesetzt. Sieh zu, dass deine Unterlagen auf dem neuesten Stand sind. Ich will nicht erfahren müssen, dass unsere Gäste sich hier nicht willkommen fühlen.«

»Ja, M'lord. Entschuldigung, M'lord.« Der Wächter macht einen hastigen Vermerk auf seiner Liste und murmelt: »Genießen Sie den Ball, Miss.«

Das muss man Vesryn nicht zweimal sagen. Sie reckt das Kinn in die Höhe und schreitet an ihm vorbei, als wäre sie die Herzogin einer entlegenen Provinz.

»Miss Bardot?«

Der Saum ihres Kleids schwingt mit einem leisen Rascheln um ihre Fußknöchel, als sie sich umdreht. *Benimm dich, als würdest du hierhergehören*, ermahnt sie sich. Der Fremde in Grün beobachtet sie mit dem kühlen Ausdruck eines Habichts, der ein Kaninchen abschätzend mustert. Vesryn rinnt ein kalter Schauer über den Rücken.

»Es ist ein Maskenball.« Einer seiner Mundwinkel zuckt nach oben. »Dazu wäre eine Maske erforderlich.«

»Ah.« Bevor er das leichte Zittern ihrer Finger bemerken kann, schiebt Vesryn eine Hand in die versteckte Tasche ihres Kleids. In der Stofffalte befinden sich zwei Gegenstände, und sie achtet ganz genau darauf, nach den Federn und nicht dem Metall zu greifen.

Meerblaue Federn schimmern im Schein der Magielichter, als die Maske aus ihrer Tasche gleitet. Eilig durchquert sie die reich verzierten Tore von Burg Avendell und setzt die Maske auf, bevor dem Adeligen – oder sonst irgendwem – die Lücken auf dem Stoff auffallen, wo sich der Klebstoff von einigen der falschen Edelsteine bereits gelöst hat. Mit dem Kauf des neuen Kleids hat Vesryn ihre finanziellen Mittel schon so sehr strapaziert, dass sie gezwungen war, das schmückende Beiwerk selbst anzufertigen.

Sie läuft gegen eine Wand aus Wärme, eine willkommene Erleichterung nach der Kälte. Obwohl der Frühling schon in vollem Gange sein sollte, hat Vesryn beim Aufwachen Schneeflocken auf den Fensterscheiben ihres Quartiers im Gasthof die Straße hinunter entdeckt. Seitdem schneit es beständig, und als es immer später wurde, beschloss Vesryn, den kurzen Fußweg zur Burg lieber hinter sich zu bringen, bevor das kalte Nass ihr bis zu den Knien reicht.

»Was dauert denn da so lange?«, brummt sie leise und stellt sich auf die Zehenspitzen in dem vergeblichen Versuch, über das Rüschenkleid einer betrunkenen Frau hinweg etwas zu erkennen. Die Frau strauchelt, und endlich erhascht Vesryn einen Blick auf das, worum sich die Gäste dicht an dicht scharen.

Es ist das faszinierendste Wandgemälde, das sie je gesehen hat.

Erst einmal zuvor hat Vesryn ein echtes Trompe-l'Œil-Bildnis gesehen und das war nicht einmal annähernd so riesig oder beeindruckend. Die farbenprächtigen, schimmernden Wandbilder sind so lebensecht, dass sie den Bewunderern mitunter Schwindel verursachen. In Avendell und Istellia gibt es nur eine Handvoll Künstler, die in der Lage sind, ein solch heiliges Werk anzufertigen, da ihre Fähigkeiten von der Träumerin höchstselbst gesegnet wurden.

Vor Vesryn breitet sich das gesamte Pantheon der Göttlichen Zwölf aus. In der Mitte des Ganzen stehen die Schutzpatrone von Avendell und Istellia, der Erbauer und die Liebende. Die Darstellung des Erbauers bringt Vesryn unwillkürlich zum Lächeln – ein Mann, so ernst und kraftstrotzend wie der Bär, der ihn repräsentiert –, während die geschmeidige Gestalt der Liebenden an die ihrer gefleckten Ginsterkatze erinnert. Ihre beiden ältesten Kinder befinden sich in ihren jeweiligen Reichen: die Weise auf dem Gipfel ihres Bergs und der Mystiker unter dem Meer. Um sie herum kreist der Rest des Pantheons: der Kurier, die Jägerin und die Träu-

merin; die Gärtnerin und der Historiker, die Schlichterin und der Wandler.

Vesryns Blick wandert zu der einsamen Insel vor der istellianischen Küste. Dort befindet sich eine durch scharfe, kantige Linien charakterisierte Göttin, deren Tunika im Ton von Nachtschatten gefärbt ist. *Die Weberin*, denkt sie. Obwohl die Göttin das jüngste Kind des Erbauers und der Liebenden und Teil des ursprünglichen Pantheons ist, findet man nur selten Abbildungen von ihr. Die meisten Götter und Göttinnen legen sich tendenziell auf eine menschliche Form fest, doch die Weberin ist dafür bekannt, dass sie eine Vielzahl von Identitäten angenommen hat – und sogar die Körper von Menschen nachempfand, die bereits existieren.

In der rechten Hand hält die Göttin die Spindel des Schicksals. Ihre linke Hand lässt sie geöffnet hängen und ihre Handfläche ist befleckt mit dem Blut ihres verlorenen Kinds. Der Ausdruck tiefer Trauer in ihren Augen brennt sich Vesryn so intensiv ein, dass ihr die Kehle eng wird und ihr beinahe die Tränen kommen.

Das überlebende Kind der Weberin, der Kurier, schwebt mit dem Rücken zu seiner Mutter und der Insel, auf die sie verbannt wurde, über der Küste. Die Göttin des Schicksals, mit all ihrer Macht, herabgesetzt auf eine Warnung: Auf jede Tat folgen Konsequenzen. Auch auf Fehler.

»Pardon!« Eine Frau rammt ihren Ellenbogen gegen Vesryns Schulterblatt. Gäste schieben sich in die schmale Lücke zwischen Vesryn und dem Wandgemälde, was sie wieder in die Gegenwart zurückbringt. »Das könnte man wohl als recht imposant bezeichnen«, fährt die Frau gelangweilt fort, ohne auf eine Reaktion zu warten. »Als Kunstwerk, natürlich. Allerdings bin ich auch keine einfältige Bäuerin aus einem beschaulichen Dorf, die daran glaubt, dass die Götter einfach nur schlafen.«

»Geh nicht so hart mit ihnen ins Gericht«, sagt ein unersetzter Mann neben ihr. »Ohne vernünftige Bildung können sie schließlich gar nicht verstehen, dass unser eigener, menschlicher Verstand uns dazu befähigt hat, Magie wirkungsvoll ohne die Götter zu nutzen. Der Tod klopft an die Türen von Gottheiten, denen die Gläubigen fehlen.«

Eine andere Frau erhebt eine halb leere Flasche Met wie zu einem Trinkspruch. »Die Götter sind tot. Lang lebe der König.«

In Vesryn regt sich etwas, das sie schon sehr lange nicht mehr empfunden hat. Es ist nicht direkt Zorn, aber auch keine Verlegenheit – nein, sie wird sich nie für ihren Glauben schämen. Es ist schüchterner, etwas, das an ihr nagt, sie dazu drängt, etwas zu tun, um diesen aufgeblasenen Heiden zu zeigen, wie sehr sie sich irren.

Oh, wie bequem es doch für die Hochwohlgeborenen ist, sich von den Göttern zugunsten eines Königs loszusagen, der ungeachtet des Kriegs dafür sorgt, dass sie reich bleiben. Es muss schön sein, von klein auf an einem Ort zu wohnen, der von der Magie des Erbauers, der Gärtnerin oder des Historikers durchdrungen ist – und zwar in solchem Maße, dass ihre Ahnenlinie noch nie erlebt hat, wie es ist, ohne dieses Privileg zu leben.

Sie schaut hinauf zur Schlichterin, der von ihr bevorzugten Göttin, und ohne Vorwarnung brennen Tränen in ihren Augenwinkeln. »Ich entschuldige mich für diese Leute«, wispert sie. »Aber ich glaube an dich.«

Rasch blinzelt sie ein paarmal und wendet sich dann ab, um den überladenen Ballsaal zu betreten. Vesryn hat gerade einmal einen ersten Eindruck von der Opulenz gewonnen, als sie von einem Mann, der doppelt so groß ist wie sie, angerempelt wird und ein paar Schritte zur Seite stolpert. Sie reißt einen Arm hoch, bevor sie mit dem Gesicht gegen die Wand prallt, und schafft es gerade so,

den Blumenkasten dort nicht zu erwischen, als sie sich mit der Hand an der Steinmauer abfängt.

»Bitte um Verzeihung, Mademoiselle«, sagt der Mann gedehnt und tätschelt Vesryn beiläufig die Schulter, während sein Blick suchend über die Menge wandert. »Oh, da ist er ja. Magistrat Crowley! Freut mich sehr, Sie wiederzusehen.« Den Rest seiner Worte bekommt sie nicht mehr mit, da er auf einen älteren Mann in avendellischem Grün zumarschiert, dessen Schärpe mit zahlreichen glitzernden Anstecknadeln übersät ist.

Vesryn stößt sich behutsam von der Wand ab und lässt das Handgelenk kreisen. Das wird langsam äußerst ärgerlich.

Sie nimmt sich einen Moment Zeit, um den Stoff ihres Kleids glatt zu streichen, die Maske gerade zu rücken, sich zu besinnen. Neben ihr ergießt sich eine Welle von unterschiedlichsten Grüntönen aus dem recht weit unten an der Wand angebrachten Pflanzkasten. Sie lehnt sich nach vorn und atmet den lehmigen Duft ein. Selbst auf dieser trostlosen Burg im Norden bleiben König Costis' Kräfte als Grünmagier unerreicht. Der Mann kann alles wachsen lassen, allerdings sind vor allem die dunklen, fächerigen Pflanzen, die man tief im Wald findet, charakteristisch für ihn – und von denen gibt es hier heute Abend eine Menge. Sie fragt sich unwillkürlich, ob der König wohl der Grünmagie seines Sohns irgendwo zwischen der üppigen Vegetation noch Raum zum Erblühen gelassen hat.

Der gesamte Ballsaal ist vollgepackt mit frischem Ziergrün, Blumentöpfen und -kästen übervoll mit Efeu und Frauenhaarfarnen, Immergrün und Sauerklee. Es gibt sogar *Blumen*. Der König hat es irgendwie geschafft, dass alle gleichzeitig in voller Blüte stehen, die blauen Asten und der Berglorbeer und

Vesryn zuckt perplex etwas zurück. Das kann nicht sein.

Sie blinzelt ein paarmal. Doch, sie sind *echt*. Verborgen zwischen dem Lorbeer entdeckt sie ein paar wenige cremefarbene Blumen, hauchzart wie ein Kuss und giftig wie eine Lüge.

Man sollte die Leute nicht so dicht an sie heranlassen, vor allem nicht *diese* Leute – die betrunkenen, wichtigen. Wenn Vesryn eins während ihres sehr kurzen Aufenthalts an der Akademie der Heilkünste gelernt hatte, dann, dass die meisten Wunden das Ergebnis dummer Fehler sind. Manchmal sogar in solchem Ausmaß, dass sie nicht geheilt werden können.

Sie wendet sich wieder den Gästen zu und ihr Blick huscht von einem Pflanzkasten zum nächsten. Von hier aus ist es jedoch unmöglich, Unterschiede zwischen den Blüten auszumachen. Überall könnte Gift sein.

Aber was kümmert sie das? Immerhin zeigen diese Leute auch nie Mitgefühl gegenüber Menschen wie ihr – Menschen ohne Titel, gute Erziehung oder ein hübsches Vermögen. Und doch hat sie der Impuls, zu helfen, nie verlassen. Eine Krankheit mittels eines uralten magischen Rituals aus dem Blut eines Kinds zu saugen oder Salbe auf die Lippen einer sterbenden Frau aufzutragen, und sei es auch nur, um den Schmerz lange genug zu lindern, dass sie ihren Liebsten noch ein letztes Mal küssen kann. Der Impuls, Ungerechtigkeiten zu tilgen, ist ganz tief in Vesryn verankert.

Wenn man es so betrachtet, unterscheidet sich die Arbeit als Söldnerin gar nicht so sehr von der einer Heilerin.

Vesryns bisherige Zielpersonen waren schreckliche Leute, Menschen, die stahlen und plünderten und mehr nahmen, als sie je gegeben hatten. Ihre Tode waren ein Segen, ihre erstickten letzten Worte ein barmherziges Geschenk, das ihre Familien in die Freiheit entließ. Wenn das nicht das Gleichgewicht im Universum zwischen Richtig und Falsch ein wenig geraderückt, was dann?

Doch sie war ausnahmslos immer gnädig. Ihr Umgang mit dem Messer ist immens treffsicher – ein schmaler Schnitt zwischen der dritten und vierten Rippe, ein sauberer Stich durch die linke Herzkammer. Und bevor sie zuschlägt, bestreicht Vesryn ihre Klinge mit einem äußerst wirksamen Elixier, das die Nerven betäubt. Es fühlt sich gut an, dass die Opfer keine Schmerzen empfinden, wenn das Licht in ihren Augen erlischt.

Nun, vielleicht nicht *gut*. Aber wenigstens erlaubt ihr dieses kleine bisschen Mitleid, nachts etwas ruhiger zu schlafen.

Sie schlendert durch den Ballsaal, und ihre Hand schleicht sich zu dem Messer, das in ihrer Tasche verborgen ist. Vor dem Verlassen des Gasthofs hat sie die Klinge gründlich desinfiziert und mit dem Elixier präpariert. Jetzt bleibt nichts mehr zu tun, außer den Tod zu überbringen.

Kein Hinauszögern mehr.

Es ist das letzte Mal, versichert sie sich. *Das war's.*

Vesryn schlüpft in einen spärlich beleuchteten Gang, der seitlich vom Ballsaal wegführt. Dort bleibt sie stehen und tut, als würde sie eine Stechpalme betrachten, die übertoll mit reifen Beeren hängt, so fest und tödlich wie Blutgerinnsel. Doch mit den Gedanken ist sie anderswo.

Sie hat den Grundriss von Burg Avendell studiert, bis ihr die Augen vor Erschöpfung brannten. Jetzt muss sie sich nur noch orientieren. Dann weiß sie genau, wo sich die verborgene Treppe befindet und wo die persönlichen Gemächer des Königs sind.

Ihre Augen brauchen nur einen Moment, um sich an die schummrigen Lichtverhältnisse zu gewöhnen. Die Nische in Richtung Küche, der persönliche Weinkeller und ...

Ja.

Am Ende des Gangs steht eine marode Statue der Gärtnerin,

deren Gesicht durch Zeit und Vernachlässigung von feuchtem Schimmel überzogen ist. Und dahinter wird Vesryn die Treppe finden.

Sie streicht sich die kinnlangen, sauber gekämmten Haare glatt und wendet sich zum Gehen.

Doch dann ertönt der laute Ruf eines Horns im Ballsaal, dessen blecherner Klang durch die hohe Decke noch verstärkt wird. Vesryn bleibt wie angewurzelt stehen.

Eine Welle von Adelligen flutet die Feier. Die meisten tragen das Feuerrot von Istellia, doch ihre Westen sind mit einer Vielzahl von Anstecknadeln versehen, die Auskunft über Rang, Status und Ehren geben. Das sind keine einfachen Bediensteten – das sind Kriegsveteranen. Sie werden von avendellischen Wachen umringt, zu erkennen an der vergoldeten Geweihnadel, die als Symbol für ihren Treueeid auf die Krone steht. Sie tragen keine Masken und behalten die Gäste aufmerksam im Auge.

Und im Zentrum von allem befindet sich die istellianische Prinzessin.

Vesryn kann sich nicht von einem spöttischen Zucken ihrer Lippen abhalten. Sie hat sich nie sonderlich darum geschert, was andere tun – und vor allem nicht um ihre Kleidung –, aber die Aufmachung der Prinzessin ist ein bisschen zu viel des Guten. Ihr trägerloses Ballkleid ist mit so ungeheuer vielen roten und orangefarbenen Edelsteinen verziert, dass die junge Frau aussieht, als würde sie in Flammen stehen. Rote Satinhandschuhe bedecken ihre Arme, und eine rote Maske, die einen Vogel im Flug darstellt, baumelt nutzlos zwischen ihren Fingerspitzen. Doch es sind ihre Haare, die Vesryn am meisten stutzen lassen. Ein Teil ihrer schwarzen Strähnen fällt ihr glatt über den Rücken, während die obere Hälfte zu einem Kranz geflochten und mit Rubinen geschmückt wurde. Un-